

THEODOR LITT

Das Allgemeine
im Aufbau
der geisteswissenschaftlichen
Erkenntnis

Mit einer Einleitung herausgegeben von
FRIEDHELM NICOLIN

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 328

Der Nachdruck des Textes erfolgt nach der Ausgabe „Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig“, Philologisch-historische Klasse, 93. Band (1941), 1. Heft.

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes,
inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar.
Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in
der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.
Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographi-
sche Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0512-4
ISBN eBook: 978-3-7873-2797-3

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1980. Alle Rechte vor-
behalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG
ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt
aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.
www.meiner.de

Inhalt

Einleitung. Von Friedhelm Nicolin	VII
---	-----

Theodor Litt
Das Allgemeine
im Aufbau
der geisteswissenschaftlichen
Erkenntnis

I. Die Praxis der geisteswissenschaftlichen Forschung	5
II. Die geisteswissenschaftlichen Induktionen und die allgemeinen Wortbedeutungen	9
III. Das Apriori der Geisteswissenschaften	25
IV. Das Sichselbstwissen des apriorischen Wissens	44
Anmerkungen	69

Anhang

Anmerkungen des Herausgebers	73
Bibliographie	77

Einleitung

Die Aufnahme des hier edierten Textes von Theodor Litt in die Philosophische Bibliothek hat einen äußeren Anlaß: den 100. Geburtstag seines Verfassers am 27. Dezember 1980. Daß ein solcher Anlaß wahrgenommen wird, setzt allerdings die innere, in der Sache gründende Motivation für eine Einfügung dieser kleinen Schrift in die Sammlung maßgeblicher philosophischer Texte voraus.

Dazu seien einige Hinweise gegeben (I), denen wir, um dem Leser den Zugang zu erleichtern, eine Übersicht über den gedanklichen Aufbau der Arbeit folgen lassen (II). Weiterhin wird eine Einordnung des Textes in das Littsche Schrifttum vorgenommen (III) sowie das Nötige über die Edition mitgeteilt (IV).

I

Litts Abhandlung ist zuerst 1941 in den Berichten über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig erschienen. Versucht man ihre Stellung im Denken des 20. Jahrhunderts in aller Kürze zu bestimmen, so sind zwei Aspekte zu berücksichtigen, die zunächst sehr unterschiedlich scheinen, die aber in der Denkhaltung Litts gleichermaßen begründet sind:

1) Thematisch steht die Abhandlung in der Linie des von Diltheys energischem Einsatz ausgehenden Bemühens, das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften zu explizieren und die „logische Besinnung auf ihre denkerische Leistung“ zu richten (vgl. S. 5). Der Text selbst und die in den Anmerkungen von Litt beigegebenen Verweisungen auf Schriften von Wilhelm Dilthey, Heinrich Rickert, Richard Höningswald, Ernst Cassirer, Erich Rothacker machen diese Linie unmittelbar ge-

genwärtig. Es geht Litt darum, über die bis dahin geführte Diskussion hinaus für den Bereich der geisteswissenschaftlichen Forschung und der in ihr aufzubauenden Erkenntnis das „Allgemeine“ näher zu bestimmen und es dabei gegen eine bloße induktive Generalisation wie gegen das Subsumptions-Allgemeine abzugrenzen. Neben der Herausarbeitung dieses geisteswissenschaftlich Allgemeinen ist von Bedeutung die Einbeziehung sprachphilosophischer Einsichten, die Litt der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie verbindlich macht (vgl. S. 11). Der heutige Leser wird freilich Argumentation und Ergebnis dieser Schrift nicht aus dem Gesamtwerk Litts isolieren wollen, sondern fortschreiten zur Aneignung seines wissenschaftssystematischen Gesamtkonzepts, seiner philosophischen Anthropologie, seiner Äußerungen zur Geschichtsphilosophie, seiner interpretatorischen Rückgriffe auf Herder, Kant und Hegel, auch seiner Schriften zur Bildungstheorie.¹ Sie alle stehen in Beziehung zu dem in der Abhandlung Dargelegten. Sie haben deren Grundgedanken entweder mit vorbereitet oder ihn aufgenommen und in ihrem jeweiligen Kontext vertieft und bewährt. Von dorthier ließe sich dann wieder Anschluß gewinnen an das Gespräch über die Aufgabe der Geisteswissenschaften in unserem Forschungs- und Bildungssystem – ein Gespräch, über das die Akten in den auf Litts Tod (1962) folgenden anderthalb Jahrzehnten schon fast geschlossen schienen, das sich aber heute neu belebt.

2) Litt hat mit seiner Schrift – ungeachtet dessen, was ihr Titel nahelegt – nicht ausschließlich wissenschaftslogische Intentionen verfolgt. Als er die Abhandlung 1941 der Leipziger Akademie vorlegte, war er selbst nach Konflikten mit dem nationalsozialistischen Regime schon mehrere Jahre aus seinem Amt als Universitätslehrer entfernt und in seinen Rede- und Publikationsmöglichkeiten beschränkt. Das hinderte ihn aber nicht an entschiedenen, auch politisch unmißverständlichen Stellungnahmen zur Zeitlage. Hatte er sich schon 1934 in

¹ Vgl. die im Anhang beigelegte Bibliographie. Dort sind auch alle im folgenden zitierten Schriften aufgeführt.

einem Aufsatz gegen die Indienstnahme der Geisteswissenschaften durch die nationalsozialistische Ideologie zur Wehr gesetzt², so versäumt er es auch in der Akademieabhandlung nicht, den aktuellen Zeitbezug seiner Untersuchung offenzulegen: ohne Umschweife verweist er auf die verwerflichen Tendenzen der Epoche, „die dem ‚Allgemein-Menschlichen‘ im Namen des rassistisch und völkisch sich Besondernden den Krieg machen“ (S. 6) – wobei dialektisch mitzudenken ist, daß dieses völkische Prinzip sich seinerseits zu einem falschen Allgemeinen aufwirft, das alles Individuelle unterdrückt. Mit Recht hat der holländische Pädagoge M. J. Langeveld – anläßlich eines in den Niederlanden veranstalteten Neudrucks der Littschen Abhandlung (Groningen 1959) – gefragt: „Wer hatte im Deutschland von 1941 den Mut, eine Auffassung öffentlich zu vertreten, die gerade im Allgemeinen das Besondere aufrecht erhält?“³ Durchmustert man die heutigen politischen Strukturen in der Welt, so wird man Langeveld zustimmen, „daß es auch jetzt noch von höchster Bedeutsamkeit ist, diese Stimme zu vernehmen“, die in solcher Eindringlichkeit für eine Verständigung über das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem plädiert und damit eben nicht nur eine „interne Angelegenheit“ (S. 7) der wissenschaftlichen Arbeit und der auf sie gerichteten philosophischen Reflexion ansprechen will.

II

Die Abhandlung gliedert sich in vier Abschnitte, deren inhaltliche Akzente hier kurz aufgewiesen seien.

1) Der Einleitungsabschnitt exponiert das Problem, wie es sich in der Praxis der geisteswissenschaftlichen Forschung ergibt, deren Aussagen sich einerseits auf *besondere* Ereignisse, Werke, Personen – andererseits auf *allgemeine* Sachverhalte

² Die Stellung der Geisteswissenschaften im nationalsozialistischen Staate. Leipzig o.J.

³ So im Vorwort zu der Neuauflage (Acta paedagogica Ultrajectina. 16). Dort auch das folgende Zitat.

und Zusammenhänge beziehen. Litt schafft der hier entspringenden wissenschaftstheoretischen Frage sogleich einen größeren Bedeutungshorizont, indem er sie sowohl mit der philosophischen Tradition wie mit dem Zeitgeist in Verbindung bringt: Er verweist einmal darauf, daß in der Relation von Allgemeinem und Besonderem ein Grundproblem vorliegt, das seit der Antike nicht aufgehört hat, das philosophische Denken zu beunruhigen, zum anderen apostrophiert er die außerwissenschaftlichen Zeitströmungen, die „das Allgemeine in jeder Gestalt“ – und so auch die Ausprägungen des Humanum, die sich nicht auf das kanonisierte Rassistisch-Besondere einschränken lassen – „vernichten wollen“. Den Ausgangspunkt für die Erörterung der wissenschaftslogischen Frage selbst gewinnt Litt durch den Rückbezug auf Dilthey, der die Arbeit der Geisteswissenschaften charakterisiert hatte mithilfe der bekannten These von der „gegenseitigen Abhängigkeit des Historischen und Systematischen“, also dem befruchtenden Wechselbezug zwischen dem „historischen Wissen des Singularen“ und den „allgemeinen Wahrheiten“.

2) In den Mittelpunkt seiner über Dilthey hinausgehenden Untersuchung rückt Litt im zweiten Abschnitt die unüberspringbare Tatsache, daß geisteswissenschaftliche Erkenntnisse sprachlich vermittelt sind. Es gehen daher – ganz gleich, ob sie Generelles oder Individuelles zum Gegenstand haben – allgemeine Wortbedeutungen konstitutiv in sie ein. Nicht Dilthey, der dem Phänomen des „Ausdrucks“ nur auf der Objektseite der Geisteswissenschaften nachgegangen ist, sondern der Neukantianer Rickert war es, der diesen Sachverhalt in seinen Arbeiten zur Logik der historischen Begriffsbildung berücksichtigt hat. Litt hebt aber hervor, daß Rickert dem Allgemeinen der Wortbedeutungen für die geisteswissenschaftliche Erkenntnis des Besonderen nur die Rolle eines „Mittels“ zumesse, und daß er den logischen Akt, in dem über ein Besonderes geurteilt werde, als „Klassifikation“ auffasse. Damit gerät Rickert aus der Sicht Litts wieder ganz in die Nähe Diltheys, der die allgemeinen Aussagen der Geisteswissenschaften auf ein Vorgehen zurückführt, das er selbst als „ein der Induktion adäquates Verfahren“ bezeichnet. Im folgenden zielt Litt auf den Nachweis,

daß die allgemeinen Wortbedeutungen mit den Kategorien der „Induktion“ und „Klassifikation“, die weithin als Normalform der Bildung allgemeiner Begriffe gelten, nicht zu fassen sind. In einer sprachphilosophischen Erörterung, die u. a. an Ernst Cassirer anknüpft, macht er Einblicke in die Alltagssprache für die Analyse der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis nutzbar. Er zeigt, daß Sprache notwendig in ihren Ausdrücken über den Bezug auf Einmaliges hinausgeht, trotz dieses ihr inkorporierten Zugs zur Allgemeinheit aber das Konkrete nicht preisgibt, sondern in sich bewahrt. Hier bringt sich auch das Problem der „Definition“ in Erinnerung, deren Fehlen oder unzureichende Genauigkeit der geisteswissenschaftlichen Arbeit oft als Mangel vorgeworfen wird. Hatte Rickert die definitiorische Zuschärfung der vorwissenschaftlichen Allgemeinbegriffe im Bereich der Historie für entbehrlich gehalten, so würde nach Litt solche exakte Begriffsbestimmung geradezu der hier geforderten Leistung des Allgemeinen widersprechen. Zur Debatte steht nicht größere oder geringere Exaktheit in der Bestimmung des Allgemeinen, sondern „der Gegensatz desjenigen Allgemeinen, welches das Besondere in der Einheit mit sich festhält, und desjenigen Allgemeinen, welches das Besondere als das zu Subsumierende von sich abtrennt“ (S. 23).

3) In Abschnitt III treibt Litt den Gedankengang weiter, indem er ein spezifisches Erbe des neukantianischen Philosophierens in die Erörterung einbringt: die Geltungsproblematik. Wiederum geht er aus von Diltheys Theorie der historischen Erfahrung, die sich unzureichenderweise auf das Prinzip der induktiven Verallgemeinerung gründet. Litt hebt hervor, daß Dilthey durch seine allzu starke Gegenstandsorientierung gehindert wurde, auf die logische Struktur seiner eigenen Aussagen (etwa über den Zusammenhang von „Erlebnis“, „Ausdruck“ und „Verstehen“) zu reflektieren; so sei er dazu gekommen, jede nicht auf Induktion gestützte Einführung eines Allgemeinen als „konstruktiv“ zu verwerfen. Litt holt den versäumten Schritt nach. Er fragt nach dem „Apriori“ der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis, also nach dem, was nicht wieder erfahrungsmäßig zu begründen ist, was vielmehr der Erfahrung vorausliegt und sie erst ermöglicht; anders ausgedrückt:

er fragt nach Leistungsformen aufseiten des denkenden Subjekts, die den „Geltungswert von ‚Erfahrung‘“ absichern. Es ist nach Litt für die geisteswissenschaftliche Forschung unerläßlich, diese in ihrem Tun schon immer gemachten Voraussetzungen selber mitzubedenken, und zwar deshalb, weil diese ein wesentliches Moment am Gegenstand ihres Forschens – der geistigen Welt – darstellen. Sofern aber die Aufhellung dieser apriorischen Voraussetzungen eine philosophische Aufgabe ist, kann Litt die These aufstellen: Keine empirische Geisteswissenschaft ohne Philosophie!⁴

4) Eingangs des vierten Abschnitts gibt Litt eine fast tabellarisch angelegte Übersicht über den Stufenbau der „auf den Geist bezüglichen Erkenntnis“ (S. 45). Sie verdient besondere Aufmerksamkeit, da sie nicht nur die Gedankenbewegung der vorliegenden Abhandlung durchsichtig macht, sondern ein Licht auf den reflexiven Ansatz der Littschen Philosophie im ganzen wirft. Die entscheidende Einsicht an diesem Punkte der Untersuchung besteht für Litt darin, daß die „abermalige Rückwendung“ des Gedankens, in der nunmehr nach Funktion und Eigenart der vorangegangenen logischen Durchleuchtung der apriorischen Voraussetzung der Geisteswissenschaften gefragt wird, nicht zu einem „Apriori 2. Grades“ hinführt (was den Anfang einer unendlichen Reihe von Voraussetzungsstufen bilden würde). Die Bewegung kommt vielmehr zum Abschluß, insofern es auf der jetzt erreichten Stufe nur noch darum zu tun ist, daß das apriorische Wissen, das als solches an das empirische Wissen um das Besondere, Konkrete, Individuelle gebunden bleibt, sich „seine eigene Struktur“ bewußt macht. Litt verdeutlicht diesen Reflexionsprozeß anschließend noch einmal am Paradigma der Sprache. Auch hier ist es so, daß in der Aufstufung von der Sprache des Lebens bzw. der Anschauung, die die empirischen Geisteswissenschaften reden, zur Sprache der Reflexion bzw. des Begriffs, die sich jene zum Gegenstand macht, eine Selbstunterscheidung vollzogen wird, welche die Identität nicht aufhebt.

⁴ Ein Satz, der ebenso als analytischer Befund wie als Forderung gelesen werden kann.

5) Damit ist eine Bestimmung des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem gewonnen, die das logische Schema der Induktion und Abstraktion hinter sich läßt und die beiden Momente derart miteinander vermittelt, daß keines von ihnen in seinem Recht geschmälert wird.

In einer hieran ansetzenden Schlußbetrachtung (S. 56–68), die es rechtfertigen würde, sie als selbständigen fünften Abschnitt zu deklarieren, fragt Litt gemäß dem in der Einleitung Gesagten über die logische Tragweite der ermittelten Einsichten hinaus. Er überschreitet die Grenzen des Logischen, ja des Theoretischen überhaupt auf die Wirklichkeit des geistigen Lebens und den handelnden Menschen hin. In diesem Zusammenhang erinnert Litt an die positiven Bemühungen der Aufklärung, das Vernünftig-Allgemeine in allen Bereichen der Daseinsgestaltung durchzusetzen. Gerade hier kann er dann auch die unheilvolle Wirkung des Subsumptionsdenkens aufweisen: das in dessen Sinn verstandene Allgemeine, dem die Aufklärung zur Herrschaft verhalf, mußte mit der „Unterdrückung des Besonderen als solchen“ enden. Es bezeugt die Unbestechlichkeit von Litts Denken, wenn er ebenso Hegels Begriff des „Allgemeinen“ – auf dessen Spuren sich seine Untersuchung erklärtermaßen bewegt – kritisch einschränkt, da ihm unverkennbar im Ausbau des Hegelschen Systems, sozusagen nachträglich, eine einseitige Vorrangstellung zugebilligt wird. Demgegenüber fordert Litt, daß mit der „Diktatur des Allgemeinen“ aufgeräumt und die „Wiederherstellung des Besonderen“ als unabweisliche Aufgabe gesehen und ernstgenommen werde. Es ist von hohem Reiz, diese Schlußgedanken mit der in der Einleitung formulierten Absage an die inhumane Herrschaft des Besonderen zusammenzuhalten. Dem heutigen Leser wird es sich zudem aufdrängen, die Analysen Litts (ohne deshalb Unterscheidendes zu verwischen) in die Nähe von Gedanken zu rücken, wie sie von Autoren der Kritischen Theorie, zumal von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrer Darstellung der „Dialektik der Aufklärung“ (zuerst 1947), ausgesprochen worden sind. Die ethische Dimension solch kritischer Erkenntnishaltung liegt zutage.

THEODOR LITT

Das Allgemeine
im Aufbau
der geisteswissenschaftlichen
Erkenntnis

I. Die Praxis der geisteswissenschaftlichen Forschung

Seitdem die Geisteswissenschaften zum Bewußtsein ihrer Sendung erwacht sind, seitdem vollends die logische Besinnung auf ihre denkerische Leistung eingegangen ist, hat immer wieder eine Eigentümlichkeit dieser Wissenschaften ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Diese Eigentümlichkeit ist gegeben in Gestalt der Tatsache, daß die Geisteswissenschaften sich in zwei scharf unterschiedenen Klassen von Aussagen entwickeln. Ihre Aussagen beziehen sich einerseits auf Einmaliges, Individuelles — auf besondere Ereignisse, Taten, Werke, Personen, Gemeinschaften; sie beziehen sich andererseits auf Allgemeines — auf allgemeine Sachverhalte, Zusammenhänge, Abfolgen usw. In der Unterscheidung von „historischen“ und „systematischen“ Geisteswissenschaften gelangt dieser Gegensatz zu schärfster Ausprägung. Aber auch innerhalb der beiden hiermit unterschiedenen Gruppen kehrt er unübersehbar wieder. Denn einerseits wird kein Erforscher einer geschichtlichen Einzelercheinung es sich nehmen lassen, seine Bemühungen um das Besondere durch solche Erwägungen zu unterbauen, die sich auf das zugehörige Allgemeine beziehen; ebensowenig wird er darauf verzichten, aus dem, was an dem Besonderen erkundet ist, Folgerungen zu ziehen, die über den Einzelfall hinaus ins Allgemeine vorstoßen. Andererseits ist es dem auf die Systematik irgendeines Kulturgebiets gerichteten Denken selbstverständlich, seine allgemeinen Sätze nicht nur durch den Rückgriff auf die einschlägigen Einzelbefunde zu erhärten, sondern auch in der Auslegung dieser Befunde zu erproben und zu bewähren. Es handelt sich also um ein Problem, das durch die gesamte Arbeit der Geisteswissenschaften hindurchgreift.

Dabei ist es durchaus nicht an dem, daß dieses für die Geisteswissenschaften so zentrale Problem nur für sie selbst von Bedeutung wäre. In diesen die Geisteswissenschaft bedrängenden Sorgen spezifiziert sich jenes „allgemeine“, d. h. über den Bereich jeder

„besonderen“ Wissenschaftsgruppe hinausgreifende Problem der Relation von Allgemeinem und Besonderem, das seit der Antike das philosophische Denken zu beunruhigen nicht aufgehört hat. Und zwar spezifiziert es sich hier in einer besonders lehrreichen Form. Denn während die anderen Wissenschaften sich um solche Erkenntnisse bemühen, in denen das Besondere als solches nicht vorzufinden ist, während sie sich also einseitig an dem Allgemeinen interessiert zeigen, wenden die Geisteswissenschaften ihre Teilnahme nicht weniger dem Besonderen als dem Allgemeinen zu. Sie tun es mit einer solchen Eindringlichkeit, daß eine einflußreiche Wissenschaftstheorie in ihrer „individualisierenden“ Tendenz * geradezu ihr unterscheidendes logisches Kennzeichen hat sehen wollen. Daß den Geisteswissenschaften am Besonderen so viel gelegen ist, das hat zur Folge, daß das Besondere nicht weniger als das Allgemeine, im Verein mit dem Allgemeinen, in ihren Ergebnissen angetroffen wird. Das läßt erhoffen, daß für die Klärung des allgemeinen Problems, welches dem Denken in der Relation Allgemeines-Besonderes aufgegeben ist, aus einer Analyse der Geisteswissenschaften besonders viel, ja vielleicht der entscheidende Aufschluß zu gewinnen ist.

Und nun zeigt es sich auch noch, daß dieses Problem, das scheinbar nur die wissenschaftstheoretische Reflexion angeht und beschäftigt, in Wahrheit den Kreis des in theoretischer Hinsicht Belangvollen weit überschreitet. Wie stets, so ist auch heute und gerade heute die wissenschaftliche Frage der theoretische Ausdruck einer Verlegenheit, die dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit zu schaffen macht. Wenn eine Epoche von Tendenzen beseelt ist, die dem „Allgemein-Menschlichen“ im Namen des rassistisch und völkisch sich Besondernden den Krieg machen, ja geradezu das Dasein bestreiten, dann kann es nicht ausbleiben, daß die darin liegende Abneigung ihr Ursprungsgebiet überschreitet und das Allgemeine als solches, das Allgemeine überhaupt und schlechthin ergreift. Verdammungsurteile, die das Allgemeine in jeder Gestalt, also auch in Gestalt des allgemeinen Begriffs, vernichten wollen, sind heute an der Tagesordnung. Das Allgemeine gilt als Zuflucht jener schwankenden und feigen Seelen, die der Entscheidung für die konkrete Wirklichkeit (die stets eine einmalige und besondere sei) ausweichen möchten und sich deshalb in eine Zone der cha-

rakterlosen Indifferenz zurückziehen. Auch die Wissenschaft wird, soweit sie dem Allgemeinen zustrebt, den Verfallserscheinungen zugezählt, die das gesundende Zeitalter zu überwinden habe [1]. Bannflüche dieses Inhalts beweisen, daß es wahrlich nicht bloß eine interne Angelegenheit ist, der sich die Wissenschaft in der Bemühung um unser Problem widmet.

- Wenn wir uns diejenige Beantwortung unserer Frage vor Augen stellen wollen, der vermutlich die Mehrzahl der im geisteswissenschaftlichen Forschungsbereich Tätigen, entweder auf Grund ausdrücklicher Besinnung oder auf Grund einer unreflektierten Gewißheit, zustimmen würde, dann müssen wir uns an denjenigen Philosophen wenden, dessen Wissenschaftstheorie den Vorzug hat, in enger Fühlung, ja in innigster Durchdringung mit der Praxis
- * geisteswissenschaftlicher Arbeit entstanden zu sein: an W. Dilthey. Ihn hat das uns beschäftigende Problem niemals losgelassen. Es kommt schon zur Sprache in der „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ (1883). Und es wird eingehend und eindringlich behandelt in der letzten und reifsten Untersuchung, die Dilthey der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis gewidmet hat: dem „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ (1910). Ausdrücklich greift er in dieser Abhandlung auf die Problemstellung der „Einleitung“ zurück und fragt nach dem „Verhältnis, in welchem hier das Einmalige, Singulare, Individuelle zu allgemeinen Gleichförmigkeiten steht“ [2]. Und er schlägt den Weg einer geistesgeschichtlichen Betrachtung ein, um auf die ihm zusagende Antwort hinzuführen. Er passiert zunächst die einseitigen Lösungsversuche und glaubt dann in einem Ausgleich der Gegensätze die endgültige Auskunft zu finden. Das Denksystem der Aufklärung ist ihm der in seiner Art imponierende Versuch, die verwirrende Vielfältigkeit der menschlichen Kulturschöpfungen zurückzuführen auf „gesetzliche Verhältnisse, in festen Begriffen
 - * darstellbar, die überall gleichförmig dieselben Grundlinien des wirtschaftlichen Lebens, der rechtlichen Ordnung, des moralischen Gesetzes, des Vernunftglaubens, der ästhetischen Regeln er-
 - * wirken“ [3]. Er läßt die Betrachtungsweise dieses „natürlichen Systems“ abgelöst werden durch das entgegengesetzte Verfahren,
 - * in dem die „historische Schule“ zu Allgemeinerkenntnissen vorzudringen suchte: indem sie „die Ableitung der allgemeinen

Wahrheiten in den Geisteswissenschaften durch abstraktes konstruktives Denken verwarf, wurde für sie die vergleichende Methode das einzige Verfahren, zu Wahrheiten von größerer Allgemeinheit aufzusteigen“. . . . „Die allgemeinen Wahrheiten bilden nach diesem Standpunkt nicht die Grundlage der Geisteswissenschaften, sondern ihr letztes Ergebnis“ [4]. Ihm selbst scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Er leugnet eine Vorordnung sei es des Allgemeinen sei es des Besonderen; vielmehr findet er in den Geisteswissenschaften „alles durch das Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit bestimmt“ [5]. Indem der Forscher eine Einzelerscheinung zu verstehen versucht, greift er auf die allgemeinen Sätze zurück, in denen die Erfahrung von dem Wesen geschichtlicher Zusammenhänge niedergelegt ist. Aber diese Erfahrung erweitert und bereichert sich hinwiederum, indem sie sich die mit ihrer Hilfe erforschte Einzelerscheinung einverleibt. So kommt es zu der These von der „gegenseitigen Abhängigkeit des Historischen und Systematischen“. Die Erkenntnis schreitet in der Weise fort, daß „sich das historische Wissen des Singularen und die allgemeinen Wahrheiten in Wechselwirkung miteinander entwickeln“ [6].

Weshalb die in diesen Sätzen vorgetragene Auffassung dem in der Praxis der Forschung Stehenden einleuchten muß, ist leicht ersichtlich. Sie läßt der Geisteswissenschaft Befugnis und Vollmacht zu solchen Sätzen, die über die Vereinzelung der besonderen Feststellungen hinausführen und somit weitere Horizonte erschließen — und sie hält zugleich, indem sie jede allgemeine Aussage auf die Bewahrheitung im Besonderen verpflichtet, die Versuchung zu konstruktiven und spekulativen Aufstellungen, diesem Greuel jeder gewissenhaften Forschung, in aller Strenge ferne. Blick für das Große und Andacht zum Kleinen — beides scheint hier aufs glücklichste verbunden. In der Tat spricht sich ja in den angezogenen Sätzen nichts anderes aus als jenes stetige Ineinander des Allgemeinen und des Besonderen, das wir schon oben in der Arbeit sowohl der historischen als auch der systematischen Geisteswissenschaft zu bemerken glaubten. Insoweit wäre also gegen diese Entscheidung nichts einzuwenden. Es fragt sich nur, ob mit ihr das Problem in seiner ganzen Ausdehnung und in seiner Tiefe ermessen ist. In dieser Hinsicht aber muß uns schon eine sehr einfache, ja fast banale Beobachtung stutzig machen.

II. Die geisteswissenschaftlichen Induktionen und die allgemeinen Wortbedeutungen

Nehmen wir einen Abschnitt aus einem beliebigen geisteswissenschaftlichen Werke vor, das allgemeine Erwägungen mit der Darstellung des Individuellen verbindet, so überzeugen wir uns sofort, daß jene und diese, ihres logischen Unterschiedes ungeachtet, ein Entscheidendes gemeinsam haben: sie sind sprachlich formuliert. Genauer gesagt: es sind dieselben sprachlichen Formeln, die sich nach Belieben der Erörterung allgemeiner Sachverhalte und der Darstellung individueller Erscheinungen zur Verfügung stellen. Diese sprachlichen Formeln aber sind Symbole von Wortbedeutungen, denen nun ihrerseits wieder der Charakter der Allgemeinheit eignet. Ein Singuläres zu bezeichnen ist ausschließlich Sache der Eigennamen. Diese können denn auch in keiner Erörterung fehlen, die auf Individuelles Bezug nimmt. Aber was über dieses so benannte Individuelle erforscht ist und ausgesagt werden soll, das muß in allgemeine Wortbedeutungen gefaßt werden, damit es eben — die Form klarer Erkenntnis annehmen und mitgeteilt werden könne. Damit kompliziert sich das zur Erörterung stehende Problem in folgender Weise: ein Allgemeines — nämlich die allgemeinen Wortbedeutungen — formt sich aus zu Sätzen einerseits allgemeinen, andererseits individuellen Inhalts.

Es sieht zunächst so aus, als ob an diesem doppelseitigen Sachverhalt nur die eine Seite zu weiteren Überlegungen Anlaß gäbe. Daß die allgemeinen Wortbedeutungen der Sprache sich zur Wiedergabe eines selbst wieder Allgemeinen schicken — das ruft keine Verwunderung hervor. Aber daß sie auch zum Ausdruck eines Besonderen taugen: in diesem Umstand scheint ein innerer Widerspruch zu liegen, der nach Auflösung verlangt. So versteht es sich leicht, daß Möglichkeit und Wesen der Dienste, die die allgemeinen Wortbedeutungen der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis leisten, ganz vorzugsweise im Hinblick auf die individualisierenden Tendenzen dieser Erkenntnis, und das bedeutet: im Hinblick auf die Historie erforscht worden sind.

Allerdings ist es nicht eigentlich Dilthey gewesen, dem diese Schwierigkeit zu schaffen gemacht hat. Zwar hat das Problem des „Ausdrucks“ ihn wie wenige beschäftigt. Aber es war ihm

nicht unter dem Gesichtspunkt wichtig, was der Ausdruck in der Erkenntnisbemühung des geisteswissenschaftlichen Forschers leistet: nur als Moment am Gegenstand dieses Forschers trat es in seinen Gesichtskreis ein. Was ihn am stärksten bewegte, das war die Tatsache, daß menschlich-geistiges Leben nur unter der Voraussetzung dem Erkennen zugänglich wird, daß es sich in ausdrückenden Akten und Gebilden „objektiviert“. Davon ist natürlich die andere Frage zu unterscheiden, welche Funktion die Ausdrücke der Sprache in dem geistigen Tun desjenigen verrichten, der an der Hand von solchen bereits vorliegenden Objektivationen zu dem in ihnen sich objektivierenden Leben den Zugang sucht. Diese Frage aber hat nun gerade die Aufmerksamkeit desjenigen auf sich gezogen, der die Erkenntnistheorie der Geschichte zur Strenge einer wirklichen Logik durchzubilden als seine Aufgabe ansah: H. Rickert. Unmöglich kann ja eine Logik der historischen Begriffsbildung darüber hinwegsehen, daß dieselbe Historie, der es immer um die Erfassung des Individuellen zu tun ist, im Verfolg dieses Strebens und in der Fixierung seiner Ergebnisse sich ohne Unterlaß in der Region des Allgemeinen bewegt. Untrügliches Zeugnis dessen die allgemeinen Wortbedeutungen, in denen wir den Ertrag ihrer Bemühungen niedergelegt finden! Die Lösung, durch die Rickert die hier vorliegende Schwierigkeit glaubt beheben zu können, ist sehr einfach. Seine Antwort lautet dahin, daß hier, anders als in den Naturwissenschaften, das Allgemeine lediglich in der Rolle eines unentbehrlichen „Mittels“ auftrete, während der „Zweck“ gerade die Erfassung eines Nicht-Allgemeinen, eines Einmaligen sei. Um überhaupt Erkenntnis, zumal mitteilbare Erkenntnis hervorzubringen, müsse sich das historische Denken der allgemeinen Wortbedeutungen als der „Bestandteile“, der „Elemente“ bedienen, aus denen es das Bild des darzustellenden Besonderen „zusammenfüge“ [7].

Aber in dieser Erörterung ist das Problem zwar aufgezeigt, aber nicht gelöst. Im Gegenteil: es ist in Wendungen bezeichnet, die vom rechten Wege abführen. Alle die Ausdrücke, in denen hier die dienende Stellung des Allgemeinen gegenüber dem darzustellenden Besonderen bezeichnet wird, sind nichts weiter als äußerliche Analogien oder Bilder. Weder das Begriffspaar „Mittel-Zweck“ noch die Vorstellung von einem „Zusammenstellen“,

„Zusammenfügen“, „Kombinieren“ von „Elementen“ zu einem Ganzen ist geeignet, das logische Problem als solches durchsichtig zu machen. Und die Bedenken, die gegen diese Redeweise anzumelden sind, werden nur verstärkt durch den Umstand, daß sie den Vorstellungen, durch die der „gesunde Menschenverstand“ sich die Leistung der Sprache verständlich zu machen versucht, aufs genaueste entspricht. Auch dem Alltagsdenken ist es selbstverständlich, in den Ausdrücken der Sprache nichts weiter zu sehen als die „Mittel“, die man wie bereitliegende Instrumente anwendet, um den „Zweck“ der Kundgabe zu verwirklichen. Natürlich paßt dazu aufs beste die Annahme, daß man dieses Mittel, wenn nötig, auch in den Dienst eines Zwecks stellen könne, dem es in gewisser Hinsicht so wenig ähnlich ist. Die Beziehung, die in dem Begriffspaar „Mittel-Zweck“ gedacht wird, ist von einer zu äußerlichen Art, als daß sie einer solchen Annahme im Wege stände. Und ebenso äußerlich und entsprechend variabel ist, wie offenkundig, auch die Beziehung, die als „Zusammenstellung“ zu kombinierender „Elemente“ vorgestellt wird.

Wenn dieser ganze Kreis von weitverbreiteten Vorstellungen, wie sich zeigen wird, an dem uns beschäftigenden Problem ein gründliches Fiasko erleidet, so tritt darin eine nur allzuoft übersehene Notwendigkeit zutage: die Notwendigkeit, die jeden Fortschritt der wissenschaftstheoretischen, ja sogar der erkenntnistheoretischen Einsicht an die Entwicklung der Sprachphilosophie bindet. Die Geschichte der genannten Disziplinen ist eine fortlaufende Chronik der Irrungen, in die sich das Denken verstricken muß, wenn es diese Verbindung zu pflegen versäumt, und es bleibt ein Ruhmestitel von Herders philosophischem Denken, diese Notwendigkeit in der Auseinandersetzung mit Kants (die Sprache **★** ignorierender) Erkenntnislehre energisch verfochten zu haben [8].

Der Irrtum, der sich in den beanstandeten Vorstellungen nur in bildlicher Verschleierung andeutet, nimmt greifbare Gestalt an, sobald Rickert darangeht, die „Mittel“-Funktion, die das Allgemeine in der geschichtlichen Erkenntnis zu verrichten habe, mit logischer Präzision zu bestimmen. Besonders aufschlußreich ist in dieser Hinsicht eine der von ihm aufgestellten Thesen. Sie besagt, daß der logische Akt, in dem über ein Besonderes geurteilt werde, der „Einordnung“ dieses Besonderen in eine „Klasse“ gleich-

komme. Damit ein Besonderes in allgemeinen Wortbedeutungen dargestellt werden könne, müsse bereits eine wenn auch noch so primitive „Klassifikation“ derjenigen Phänomene vorausgegangen sein, denen das zu bestimmende Besondere angehöre [9]. Danach wären die allgemeinen Wortbedeutungen, die im Aufbau der geschichtlichen Erkenntnis als „Bestandteile“, „Elemente“, „Mittel“ fungieren, hinsichtlich ihres logischen Charakters den Begriffen der klassifizierenden Wissenschaft gleichzuachten.

Indem Rickert das in Rede stehende Allgemeine als Frucht einer Klassifikation interpretiert, rückt er es, was seinen logischen Charakter angeht, nahe an jenes Allgemeine heran, das Dilthey in Gestalt der allgemeinen Sätze der Geisteswissenschaften vor Augen hat. Wiederholt bezeichnet der letztere das Vorgehen, durch welches die Geisteswissenschaften zu solchen allgemeinen Sätzen vordringen, als „ein der Induktion äquivalentes Verfahren“ [10]. Das ist eine logische Kennzeichnung, die in dieselbe Richtung weist wie Rickerts „Klassifikation“. Zwar geht Dilthey nicht so weit, dasjenige, was die geisteswissenschaftliche Induktion leistet, einer in aller Strenge durchgeführten Klassifikation gleichzusetzen. Es ist ihm nicht verborgen, wie weit die geisteswissenschaftlichen Induktionen hinter der Exaktheit wirklicher Klassenbegriffe zurückbleiben [11]. Aber ein Entscheidendes ist den Verfahrensweisen gemeinsam, durch welche Rickert die allgemeinen Wortbedeutungen, Dilthey die allgemeinen Aussagen der Geisteswissenschaften entstanden glaubt: ihre Möglichkeit hängt davon ab, daß das Denken eine Mehrzahl von zusammengehörigen Einzelphänomenen überblickt. Denn nur auf Grund einer vergleichenden Zusammenschau einer solchen Mehrzahl kann die Bildung des Klassenbegriffs bzw. die induktive Verallgemeinerung erfolgen. In beiden Fällen ist die Allgemeinheit des Erkannten gleich der „Gemeinsamkeit“ dessen, was in mehr oder minder exakter Form an den Einzelercheinungen übereinstimmend feststellbar ist. Im einen wie im anderen Falle wäre das Allgemeine die Frucht einer Zusammenfassung verglichener Einzelbefunde.

Allein ist nicht gerade dieser Parallelismus der logischen Auslegung geeignet, Bedenken hervorzurufen? Es macht eben doch einen gewaltigen Unterschied aus, ob man die allgemeinen Aussagen der Geisteswissenschaften — oder ob man die allgemeinen

Wortbedeutungen, die wie jede Aussage so auch jede geisteswissenschaftliche Aussage, und wie jede geisteswissenschaftliche Aussage so auch jede allgemeine geisteswissenschaftliche Aussage überhaupt erst möglich machen, auf ihren logischen Charakter hin befragt. Es ist eine durchaus nicht selbstverständliche, ja es ist eine zumindest recht fragliche These, daß diese letzteren, die verglichen mit jenen ersteren einen so viel fundamentaleren Charakter tragen, gleichwohl mit ihnen in der logischen Struktur übereinstimmen. Wenn die Begriffe „Induktion“ und „Klassifikation“ dasjenige, was in der weniger fundamentalen logischen Dimension geschieht, angemessen bezeichnen, so muß aufs schärfste geprüft werden, ob durch sie auch das in der grundlegenden Dimension Geleistete getroffen wird.

Freilich müßte diese Prüfung als ein nicht nur unnötiges, sondern geradezu sinnwidriges Bemühen erscheinen, wenn dasjenige zutreffend sein sollte, was als herrschende Auffassung vom Wesen des „Allgemeinen“ bis heute im Schwange ist. Soweit das durchschnittliche Bewußtsein sich überhaupt über das im Denken Geleistete Gedanken macht, scheint es ihm selbstverständlich, daß, was immer an Allgemeinem in seinem Gesichtskreis auftaucht, nichts anderes sein könne als das Ergebnis einer denkenden Bemühung, die aus einer Vielzahl von vergleichend zusammengehaltenen „Fällen“ das ihnen allen Gemeinsame herausholt. „Abstrakt“ heißen ihm die Begriffe deshalb, weil es sie dergestalt aus einer Vielzahl von Befunden „abgezogen“ glaubt. „Induktion“ und „Klassifikation“ sind ihm also zumindest die Normalform, zumeist die einzig mögliche Form der Bildung allgemeiner Begriffe. Die Zähigkeit, mit der diese Meinung sich behauptet, kann nicht in Erstaunen setzen, wenn man sieht, wie zahlreich auch im Bereich der zünftigen Philosophie diejenigen sind, die das Wesen des Allgemeinen auf diese Weise endgültig und erschöpfend bestimmt glauben. Wäre die fragliche Meinung im Recht, dann wäre die von uns in Zweifel gezogene logische Parallelisierung nicht nur als möglich zu erwägen: sie wäre einfach selbstverständlich. Denn dann hätte ja alles Allgemeine einerlei Struktur.

Allein daß die Monopolisierung dieser Form des Allgemeinen nicht am Platze ist, das erweist sich schlagend gerade an demjenigen Allgemeinen, dessen logischer Charakter zur Erörterung

steht: dem Allgemeinen der Wortbedeutungen [12]. Wir haben * hier einen der nicht seltenen Fälle vor uns, in denen das Alltagsdenken, und leider nicht nur dieses, indem es einen Sachverhalt zu „erklären“ bemüht ist, das durch die Erklärung Abzuleitende unvermerkt bereits der Ableitung zugrunde legt. Die allgemeinen Wortbedeutungen können aus dem einfachen Grunde nicht das Resultat einer Klassifikation sein, weil jede Klassifikation, sie sei so grob, oberflächlich und unsystematisch wie sie wolle, das Gefüge der Wortbedeutungen, die Sprache, voraussetzt. Denn was ist es, was in jeder Klassifikation vor sich gehen muß? Es muß eine Mehrzahl von Erscheinungen in gegenständlicher Bestimmtheit und klarer Abgrenzung aufgefaßt werden. Es müssen an einer jeden dieser Erscheinungen gewisse Einzelzüge so gegeneinander abgesetzt und voneinander unterschieden werden, daß eine Ablösung des in die Allgemeinheit zu Erhebenden möglich wird. Es muß ein Vergleich der in Betracht kommenden Erscheinungen vorgenommen und ermittelt werden, in welchen der voneinander unterschiedenen Züge sie übereinstimmen. Und es muß endlich das an dem beschränkten Kreis der vorliegenden Befunde Abgelesene durch Verallgemeinerung („Generalisierung“) zum Rang einer universalen Wahrheit erhöht werden. Wir brauchen uns nicht auf die Frage einzulassen, in welchem sachlichen und zeitlichen Verhältnis die hier aufgeführten Teilleistungen zueinander stehen (eine Frage, deren Beantwortung jener ganzen Lehre von der „Abstraktion“ den Boden entziehen würde): es genügt uns, festzustellen, daß das Gefüge dieser Leistungen nur als Werk des ausgebildeten Denkens möglich ist. Von diesem Denken aber läßt uns die Sprachphilosophie in zweifelfreier Form wissen, daß es nur Hand in Hand mit der sich vervollkommnenden Sprache zu der Entwicklungshöhe aufsteigen kann, auf der ihm dieses Werk vollziehbar wird. Unmöglich können die allgemeinen Wortbedeutungen der Sprache durch ein Verfahren hervorgebracht sein, dessen Ausübung überhaupt nur im Bunde mit dieser Sprache möglich ist.

Nun wäre es denkbar, daß die Gegenseite dieser ganzen Überlegung ihre Zustimmung nicht verweigerte und gleichwohl an der Behauptung festhielte, die allgemeinen Wortbedeutungen seien, soweit sie in der Wissenschaft überhaupt und speziell in der

Geisteswissenschaft auftreten, den Begriffen des klassifizierenden Denkens äquivalent. Denn — so könnte es heißen — wenn auch die Entstehung der allgemeinen Wortbedeutungen dem klassifizierenden Denken nicht gutgeschrieben werden dürfte, so sei damit keineswegs ausgeschlossen, daß dasselbe klassifizierende Denken sich der bereits entstandenen Wortbedeutungen bemächtige, um sie nach Maßgabe seiner logischen Bedürfnisse um- und emporzubilden, d. h. logisch zu präzisieren und so für wissenschaftliche Verwendung tauglich zu machen. Sofern die in Betracht kommenden Disziplinen auf den Titel der Geisteswissenschaften nicht zu verzichten gewillt seien, müsse ihnen die logische Säuberung und Präzisierung der durch die Sprache ihnen zugetragenen Wortbedeutungen selbstverständliche Pflicht sein.

Die damit gestellte Forderung wirkt um so überzeugender, als es eine umfassende Gruppe von Wissenschaften gibt, in der man sie in vollkommenster Form erfüllt findet. Soweit die Naturwissenschaften sich noch der aus der gewachsenen Sprache herkommenden Ausdrücke bedienen, werden sie von ihnen genau der Bearbeitung unterworfen, deren Richtung soeben gekennzeichnet wurde. Es ist die Bestimmung der „Definition“, aus den von der Sprache übernommenen Ausdrücken die ihnen im Alltagsgebrauch anhaftende Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit bis auf den letzten Rest auszutreiben. Warum sollte, was diese Wissenschaften willig auf sich nehmen, den Wissenschaften vom Geist erlassen werden? Warum sollten sie sich eine Bemühung ersparen dürfen, deren Möglichkeit und deren Erfolg durch die Naturwissenschaften außer Zweifel gestellt sind?

Auf diese Frage geben die Geisteswissenschaften gerade in denjenigen Aussagen, die auf Individuelles zielen, also in den Aussagen der Historie, die unzweideutigste Antwort. Prüfen wir die Voraussetzungen, durch welche Aussagen dieser Art möglich werden, dann wird es uns zur Gewißheit, daß eine Befolgung der ausgesprochenen Forderung die Aufgaben der individualisierenden Erkenntnis unerfüllbar machen würde. „Klassifikation“ bedeutet nun einmal Absehen vom Besonderen zugunsten des den Einzelphänomenen Gemeinsamen. Keine „Kombination“ der auf diese Weise gewonnenen „Begriffselemente“ vermöchte nun doch wieder zu einem Besonderen und Einmaligen zurückzuführen. Die „Zu-

sammenfügung“ von lauter Allgemeinheiten würde höchstens ein näher bestimmtes Allgemeines, also ein Allgemeines von geringerem Allgemeinheitsgrade ergeben. Wollte die Geisteswissenschaft es darauf anlegen, den von ihr herangezogenen Wortbedeutungen das Gepräge klassifizierender Allgemeinheit zu geben, so würde sie sich damit automatisch von der Möglichkeit individualisierender Erkenntnis absperren. Fähig ist sie dieser Erkenntnis nur in vollkommener Solidarität mit einer Sprache, deren Bedeutungen gerade nicht den Charakter klassifizierender Allgemeinheit tragen.

Daß es eine solche Sprache gibt und von welcher Art die in ihr vereinigten Bedeutungen sind, darüber gewinnen wir Klarheit, sobald wir auf jenen ursprungsnäheren Zustand der Sprache hinblicken, der das klassifizierende Denken wegen seines Mangels an „Präzision“ so wenig befriedigt. Es ist die noch im Prozeß wachstümlichen Lebens stehende, die noch nicht vom scheidenden Verstand beschlagnahmte Sprache, in der wir das Gesuchte vor uns haben. Gerade im Stadium ihres Werdens gibt sie uns von den Möglichkeiten, auf die das individualisierende Erkennen angewiesen ist, die überzeugendsten Proben. Ob wir uns nun an die überlieferten Zeugnisse urtümlicher Sprachgestaltung halten, ob wir die Vorgänge beobachten, in denen fort und fort vor unseren Augen sprachliches Leben sich neu erzeugt — immer wieder finden wir uns einer Sprache gegenüber, deren Sinnstruktur sich recht eigentlich in kontrastierender Abhebung von den Formen und Forderungen klassifizierenden Denkens bestimmt. Und zwar ist es gerade das Verhältnis dieser Sprache zum Besonderen, an dem dieser Kontrast mit letzter Schärfe hervortritt. Zwei streng zusammengehörige Tatsachen treten an ihr hervor. Es ist, von der Seite des Objekts her gesehen, das Besondere in seiner ganzen Konkretheit, das durch den sprachlichen Ausdruck ergriffen und festgehalten sein will [13]. Es ist, von der Seite des Subjekts her gesehen, die lebendige Teilnahme des ganzen Menschen an diesem bestimmten Besonderen, die der Seele den benennenden Ausdruck entlockt und als unverlierbaren Besitz einprägt. Dieses zweipolige Verhältnis ist, wie offenkundig, das genaue Widerspiel der Beziehung, die das klassifizierende Denken zwischen Objekt und Subjekt stiftet. Denn wo sie in Kraft tritt, da hat das Konkrete dem Allgemeinen den Platz zu räumen, und die persönliche Er-

griffenheit des ganzen Menschen muß der kühlen Sachlichkeit der reinen Betrachtung weichen. Nun scheint es freilich, wenn man beide Relationen dergestalt nebeneinanderstellt, als könne unmöglich in jener ersteren das gelingen, was diese letztere fertigbringt: nämlich eine Mehrzahl von Erscheinungen in umfassendem Ausdruck zu vereinigen. Das Subjekt hat, so möchte man meinen, nur die Wahl, entweder sich in das Besondere zu versenken oder sich zum Allgemeinen zu erheben — es hat, so scheint es, zu wählen zwischen der Hingenommenheit dessen, der das Viele verschmäht, um des Einen sicher zu sein, und der Reserve dessen, der von dem Einen abläßt, um das Viele zu beherrschen. Wäre diese Alternative zwingend, so könnte aus der an erster Stelle genannten Situation alles andere, nur nicht — Sprache hervorgehen. Denn Sprache, d. i. ein Gefüge von Wortbedeutungen, liegt nur dort vor, wo der Ausdruck über die Einmaligkeit des vergänglichen Eindrucks hinausgeht. Eine Sprache, die nur Eigennamen enthielte, ist ein Unding. Allein die Alternative besteht nicht zu Recht. Daß der Ausdruck der lebendigen Sprache ursprünglich so ganz dem Besonderen verhaftet und so tief in dem Erleben dieses Besonderen verwurzelt ist, das nimmt ihm nicht die Möglichkeit, mit einem anderen Besonderen eine ebenso innige Verbindung einzugehen. Man irrt, wenn man meint, das Subjekt könne nur unter der Voraussetzung diese Übertragung vorzunehmen den Anreiz verspüren, daß es den Bund mit dem ersten Konkreten löse und sich auf den Standpunkt einer Betrachtung zurückziehe, die das Eine und das Andere, das Frühere und das Spätere als Objekte vergleichender Zusammenschau vor Augen hätte. Damit im zweiten Falle der nämliche Ausdruck zum Erklingen komme, ist nur dies erforderlich, daß das Subjekt sich von einem wiederum in voller Konkretheit Gegenwärtigen ähnlich so in der Totalität seines Gemüts angesprochen fühle, wie es ihm von seiten des ersten Besonderen widerfuhr. Ist ihm nur ähnlich so „zumute“ wie damals, dann wird, ohne daß es erst der Reproduktion des Vergangenen und des prüfenden Vergleichs bedürfte, der nämliche Ausdruck aus dem Seelengrunde empordrängen, und er wird sich mit der Konkretheit dessen, was das Jetzt ausfüllt, genau so innig vermählen wie mit der Konkretheit dessen, was dem Damals zum Inhalt diene.